

Rita Garstenauer/Anne Unterwurzacher (Hg.)

Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen



Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes **2014**

Mobilität und Migration
im ländlichen Raum seit 1945

StudienVerlag

Rita Garstenauer/Anne Unterwurzacher (Hg.)

Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes (JGLR)

Herausgeber:

Institut für Geschichte des ländlichen Raumes

Geschäftsführender Herausgeber:

Ernst Langthaler

Herausgeberinnen dieses Bandes:

Rita Garstenauer und Anne Unterwurzacher

Redaktion dieses Bandes:

Martin Bauer unter Mitarbeit von Rita Garstenauer, Gesine Gerhard, Ernst Langthaler und Anne Unterwurzacher

Wissenschaftlicher Beirat:

Arnd Bauerkämper (Berlin), Markus Cerman (Wien), Andreas Dix (Bamberg), Werner Drobesch (Klagenfurt), Gesine Gerhard (Stockton, California), Ernst Hanisch (Salzburg), Heide Inhetveen (Göttingen), Reinhard Jöhler (Tübingen), Karl Kaser (Graz), Erich Landsteiner (Wien), Margareth Lanzinger (Wien), Michael Limberger (Gent), Jon Mathieu (Luzern), Wolfgang Meixner (Innsbruck), Michael Mitterauer (Wien), Peter Moser (Bern), Norbert Ortmayr (Salzburg), Roman Sandgruber (Linz), Gloria Sanz Lafuente (Pamplona), Nadine Vivier (Le Mans), Norbert Weigl (Linz), Verena Winiwarter (Wien), Clemens Zimmermann (Saarbrücken)



Rita Garstenauer/Anne Unterwurzacher (Hg.)

Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen

Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945

Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2014

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
Bozen

Redaktionsadresse:

Martin Bauer, Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, Kulturbezirk 4, A-3109 St. Pölten

Tel.: +43-(0)2742-9005-12987, Fax: +43-(0)2742-9005-16275

e-mail: office@ruralhistory.at, Internet: www.ruralhistory.at

Das Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes erscheint jährlich im Umfang von etwa 250 Seiten. Einzelpreis € 29,-/sfr 50,70; Abonnementpreis € 22,-/sfr 38,60; Einzelpreis für Studierende € 23,50/sfr 41,20; Abonnementpreis für Studierende € 17,60/sfr 31,10 (gegen Vorlage einer Inskriptionsbestätigung).

Abonnementpreise inkl. 10 % MwSt. zuzüglich Versand. Alle Bezugspreise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Abbestellungen müssen mindestens drei Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

© 2015 by Studienverlag Ges.m.b.H., Erlenstraße 10, A-6020 Innsbruck

E-Mail: order@studienverlag.at

Internet: www.studienverlag.at

Die Veröffentlichung dieser Arbeit wurde durch das Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (Abteilungen Wissenschaft und Forschung sowie Landesarchiv und Landesbibliothek) und die Kulturabteilung der Stadt Wien, Wissenschafts- und Forschungsförderung, ermöglicht.

Buchgestaltung nach Entwürfen von Kurt Höretzeder

Satz: Studienverlag/Da-TeX Gerd Blumenstein, Leipzig

Umschlag: Studienverlag/Karin Berner

Umschlagabbildung: Türkische „Gastarbeiter“ in Frankenfels, Niederösterreich, im Jahr 1963 (Sammlung Bernhard Gamsjäger, St. Pölten)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-7065-5747-4

Dieses Buch erhalten Sie auch in gedruckter Form mit hochwertiger Ausstattung in Ihrer Buchhandlung oder direkt unter www.studienverlag.at.

Inhalt

Einleitung

Rita Garstenauer/Anne Unterwurzacher

Einleitung: Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen.

Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945

7

Aufsätze

Angelika Laumer

„Er hat alles gekonnt, wenn's sein hat müssen, er war ein fleißiger Mann.“

Wie Kinder von ZwangsarbeiterInnen im ländlichen Bayern NS-Zwangsarbeit und deren Konsequenzen erinnern

19

Uta Bretschneider

Zwangsmigration und Neubeheimatung.

„Umsiedler“ als „Neubauern“ in der SBZ/DDR

37

Ute Sonnleitner/Anita Ziegerhofer/Karin M. Schmidlechner

Aufbruch als Chance.

Steirische Arbeitsmigrationen in die Schweiz 1945–1955

53

Nina Kulovics

„Hast das erfahren halt, dass die dort wen aufnehmen und dass du dir ein Geld verdienen kannst, weil wir selber nichts gehabt haben.“

Die südburgenländische Arbeitsmigration in die Schweiz von 1950 bis 1970 in lebensgeschichtlichen Interviews

78

Gerhard Hetfleisch

Geschichte der Arbeitsmigration Tirols 1945–2013

95

Verena Sauermann/Veronika Settele

Migration sichtbar und erzählbar machen.

Zeithistorische Migrationsforschung in einer Tiroler Kleinstadt

126

Vladimir Ivanović

Der Traum von der Melange.

Ein Beitrag zur Geschichte der Rückkehr der jugoslawischen ArbeitsmigrantInnen

146

| | |
|---|-----|
| <i>Ingrid Machold/Thomas Dax</i> Schlüsselfaktor Zuwanderung. Migration in ländlichen Regionen Österreichs | 164 |
| <i>Gudrun Kirchhoff/Claudia Bolte</i> Migration und Integration im ländlichen Raum. Besonderheiten und zukünftige Herausforderungen | 185 |
| <i>Isabella Skrivanek/Lydia Rössl/Anna Faustmann</i> Die Erwerbsintegration von MigrantInnen in der ländlichen Steiermark im Kontext der Zuwanderungsgeschichte | 199 |
| <i>Elisabeth Boesen/Gregor Schnuer/Christian Wille</i> Urbanität im ländlichen Raum. Wohnmigration in der deutsch-luxemburgischen Grenzregion | 225 |
| Forum | |
| <i>Clemens Zimmermann</i> Regionen, Netzwerke, Sinngebungen. Der Beitrag des <i>Jahrbuchs für Geschichte des ländlichen Raumes</i> zur ‚neuen‘ Agrargeschichte | 245 |
| <i>Ulrich Schwarz</i> Ländliche Geschichte neu schreiben. Bericht über den internationalen Workshop anlässlich des zehnjährigen Erscheinens des <i>Jahrbuchs für Geschichte des ländlichen Raumes</i> (Wien, 13.11.2014) | 253 |
| Abstracts | 257 |
| Autorinnen und Autoren | 263 |

Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945

Mit diesem Band stellt sich das 2012 als Projekt am Institut für Geschichte des ländlichen Raumes (IGLR) im Auftrag des Niederösterreichischen Landesarchivs gestartete Zentrum für Migrationsforschung (ZMF) der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vor. Das ZMF führte zunächst ein Oral History-Projekt zur Integration der deutschsprachigen Vertriebenen aus der Tschechoslowakei in Niederösterreich nach 1945 durch. Daraus entstanden eine Dokumentation von rund 30 narrativen Interviews mit ehemaligen Vertriebenen und die Wanderausstellung *Langsam ist es besser geworden. Vertriebene erzählen vom Wegmüssen, Ankommen und Dableiben*; eine zusammenfassende Aufsatzpublikation ist in Vorbereitung.¹ Nachdem die deutschsprachige Fassung der Ausstellung 2013/14 an verschiedenen Orten Niederösterreichs zu sehen war, wird die tschechische Fassung 2014/15 in der Tschechischen Republik gezeigt. Die starke Resonanz der Ausstellung in der Öffentlichkeit hängt unter anderem mit der ungenügenden Auseinandersetzung mit dieser politisch sensiblen Thematik in den vergangenen Jahrzehnten zusammen. Neben den laufenden Aktivitäten in Österreich setzen sich auch in Tschechien zivilgesellschaftliche und akademische Akteure zunehmend mit den Nachkriegsvertriebungen auseinander.²

Ein weiteres Ausstellungsprojekt unter Mitarbeit des ZMF, verbunden mit einem Filmprojekt,³ stand im Kontext des 50. Jahrestags der Unterzeichnung des Abkommens zur Anwerbung von Arbeitskräften zwischen Österreich und der Türkei 1964. Es thematisierte das Arbeiten und Leben der Familien von „Gastarbeitern“ und „Gastarbeiterinnen“ unterschiedlicher Herkunftsnationen in der industriell geprägten Mittelstadt St. Pölten und im dazugehörigen Umland. Die Ausstellung zeigte, in welcher Weise sich die Zugewanderten den lokalen Lebensraum trotz schwieriger Bedingungen aneigneten. Im Mittelpunkt standen dabei die Lebensgeschichten der MigrantInnen, eingebettet in gesellschaftliche Bezüge.

Forschungsdesiderate

In den Expertengesprächen rund um den Projektstart des ZMF zeichneten sich zwei zu bearbeitende Forschungsdesiderate ab: eine Migrationsforschung, die gezielt ländliche Räume in den Blick nimmt, und die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen den gegenwartsbezogenen Sozialwissenschaften und der Geschichtswissenschaft.

Das erste Forschungsdesiderat beruht auf der gängigen Assoziation von Ländlichkeit und Sesshaftigkeit. Die ältere Agrargeschichte fokussierte vor allem auf die – teils generationenübergreifend – sesshaften Segmente ländlicher Gesellschaften. Neuere Ansätze aber zeigen, dass Migration und Mobilität weniger die Ausnahme als vielmehr die Regel darstellten. Das nach Michael Mitterauer und Peter Laslett in Nord- und Westeuropa übliche Heiratsmuster

impliziert zumindest kleinräumige Mobilität, wenn neuvermählte Paare ihre Elternhäuser verließen und im näheren oder fernerem Umfeld neue Haushalte gründeten.⁴ Die ländliche Wirtschafts- und Sozialgeschichte verweist darüber hinaus auf eine Vielzahl von migrationsbezogenen Aspekten:⁵ landwirtschaftliche Saisonarbeit, Wanderhandel, Überseeauswanderung, „Landflucht“⁶ oder Stadt-Land-Wanderung.

Zur Assoziation von Ländlichkeit und Sesshaftigkeit trugen nicht nur die Geschichts-, sondern auch die gegenwartsbezogenen Sozialwissenschaften bei: Während die ländliche Sozialforschung die Migration kaum behandelt, blendet die sozialwissenschaftliche Migrationsforschung den ländlichen Raum weitgehend aus. Ländliche Migration ist vor allem ein Thema von Geografie und Raumplanung, die Wanderbewegungen im Kontext der ländlichen Entsedelung und Entstehung neuer Ballungsräume im städtischen Umland betrachten.⁷ Dabei wird die klare Scheidung ländlicher und städtischer Räume zunehmend fragwürdig. Migrationsräume umfassen zwar ländlich und städtisch geprägte Räume, aber auch verschiedenste Übergangszonen in Klein- und Mittelstädten sowie im Umkreis („Speckgürtel“) von Großstädten. So geht es letztlich um die Einordnung einzelner Orte in einem breiten Spektrum zwischen Ruralität und Urbanität, das nach den Unterscheidungspräferenzen der verschiedenen Disziplinen variiert. So etwa definiert die Geografie ländliche Räume nach Siedlungs- und Infrastrukturdichte, die Soziologie nach dem Grad sozialer Überschaubarkeit und Kontrolle, die Kultur- und Sozialanthropologie nach verschieden ausgeprägten Habitusformen – wie Elisabeth Boesen, Gregor Schnuer und Christian Wille in ihrem Beitrag zu diesem Band zeigen.

Der Fokus auf den ländlichen Raum erfordert die Begriffsverwendung von „Migration“ und „Mobilität“ im Titel dieses Bandes. Während „Mobilität“ meist kleinräumige Wanderungen meint, thematisiert „Migration“ mehrheitlich, vor allem in der gegenwartsnahen Forschung, Wanderungen über nationalstaatliche Grenzen hinweg. Diese an administrativen Maßstäben angelehnte Begriffsdefinition bringt für unser Vorhaben zweierlei Schwierigkeiten: Zum einen findet die insbesondere für ländliche Regionen relevante innerstaatliche Migration zu wenig Berücksichtigung. Zum anderen verändern sich Grenzverläufe über die Zeit; aus Binnenmobilität kann grenzüberschreitende Migration werden und umgekehrt.

Der zeitliche Aspekt kennzeichnet das zweite zu bearbeitende Forschungsdesiderat, die historische und gegenwärtige Migrationsforschung stärker miteinander zu verknüpfen. Historische Dimensionen spielen in den aktuellen Debatten über Migration und Integration kaum eine Rolle. Migration erscheint in der medialen Berichterstattung stets als ein gegenwärtiges (Ausnahme-)Phänomen im Gefolge der Globalisierung. Im Scheinwerferlicht stehen die (vermuteten) Probleme der (mangelnden oder gescheiterten) Integration; aber auch gegenwärtige Fluchtbewegungen und Asylfragen werden häufig thematisiert. Aus dem Blickfeld gerät, dass räumliche Mobilität in unterschiedlichsten Varianten auch in der näheren und fernerem Vergangenheit existierte. Wenn auch der Befund von „Migration als dem historischen Normalfall“⁸ alles andere als neu ist, so befasst sich die gegenwärtige Gesellschaft, mit Sylvia Hahn gesprochen, kaum mit der „Mobilität der Vorfahren“ und dem „Kosmopolitismus früherer Generationen“⁹. Dies gilt nicht nur für die öffentlichen Debatten; auch innerhalb der Wissenschaft findet die historische Migrationsforschung wenig Gehör.

Die Randstellung der Geschichtsforschung in der Migrations- und Integrationsforschung trifft nicht nur auf die österreichische,¹⁰ sondern auf die gesamte (west-)europäische Forschung zu.¹¹ Anders ist die Situation in den USA, wo seit den 1990er Jahren ein interdiszi-

plinärer Dialog über die Vergleichbarkeit der jüngeren Zuwanderung ab Mitte der 1960er Jahre mit der zeitlich älteren Zuwanderung aus Süd- und Osteuropa zwischen 1880 und 1914 geführt wird.¹² Zwar gibt es auch in den USA keinen Konsens über die Bewertung der zeitlich voneinander abgrenzbaren Wanderungsbewegungen; dennoch hat sich vor allem die Forschung über die Lebensrealitäten der zweiten MigrantInnen-Generation in Auseinandersetzung mit der historischen Forschung weiterentwickelt.¹³

In Europa hingegen wird Migration als Forschungsgegenstand stärker mit den Sozialwissenschaften in Verbindung gebracht. Im letzten Jahrzehnt erfuhr die sozialwissenschaftliche Migrationsforschung einen beträchtlichen Aufschwung. Dies wird nicht nur an der steigenden Anzahl an Forschungsprojekten, Tagungen und akademischen Abschlussarbeiten sichtbar; sozialwissenschaftliche Expertise wird zudem immer häufiger in regionalen Integrations- und Diversitätsprogrammen nachgefragt. Vor etwas mehr als einem Jahrzehnt machte die Kommission für Migrations- und Integrationsforschung an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in einer Evaluation der Stärken und Schwächen der österreichischen Migrationsforschung eine „Expertenkultur“ mit starker Bindung zwischen Wissenschaft und Staat aus.¹⁴ Auch heute noch dominiert die politiknahe Auftragsforschung, deren Aussagen zum Status Quo ein statisches Bild migrationsbezogener Problemlagen erzeugen; dadurch gewinnen Momentaufnahmen oft den Anschein überzeitlicher Gültigkeit. Der daraus folgende „Integrationspessimismus“, die Annahme, dass sich MigrantInnen nur schwer integrieren würden, war auch in der Vergangenheit steter Begleiter von Migrationsprozessen.¹⁵

Wir begreifen die Historisierung von Migrationsphänomenen als eine Chance, die skizzierten Erkenntnishindernisse zu überwinden und Wanderungsbewegungen adäquat zu erfassen. Den ersten Schritt hierfür sehen wir darin, die Prozesshaftigkeit von Wanderung, Niederlassung und Eingliederung stärker ins Blickfeld zu rücken. In historischer Perspektive können überaus komplexe Entwicklungen besser nachgezeichnet und die langfristigen, immer auch generationenübergreifenden Effekte von Migration beleuchtet werden. Die Erfassung von Migrations- und Eingliederungsprozessen ist nur über größere Zeithorizonte möglich – eine Tatsache, auf die HistorikerInnen zu Recht immer wieder hinweisen.¹⁶ Dies steht im Kontrast zu einer Auftragsforschung, von der praxisnahe Antworten auf tagespolitische Geschehnisse erwartet werden. Demgegenüber vermag eine Historisierung an die methodisch vielfältige und durchaus geschichtsbewusste Tradition der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung anzuknüpfen.¹⁷ Isabella Skrivaneck, Anna Faustmann und Lydia Rössl versuchen dies in ihrem Beitrag zu diesem Band.

Neben der Fokussierung auf die Prozesshaftigkeit erlaubt die Historisierung der Migrationsforschung in einem zweiten Schritt Vergleiche ähnlicher Problemkonstellationen unter unterschiedlichen Bedingungen.¹⁸ Dabei erweisen sich sogenannte Migrationsprobleme oft als Ressourcenkonflikte, als Ausdruck einer „Etablierten-Außenseiter-Figuration“¹⁹, bei der sich die etablierte Gruppe durch einen Machtüberschuss privilegierte Ressourcenzugänge sichert. Wie Migration in den jeweiligen Ländern gehandhabt wird, ist in hohem Maße von der Ausgestaltung solcher Machtverhältnisse in Form des vorherrschenden Staats- und Wohlfahrtsmodells geprägt – und somit immer auch historisch zu verstehen und zu erklären.

Drittens begreifen wir die nahe Vergangenheit als Vorgeschichte der Gegenwart. Dieser Satz klingt vielleicht banal, ist es aber keineswegs. Gerade angesichts der bereits geschilderten Forschungskultur bedarf es interdisziplinärer Bemühungen, um diesen Konnex wiederherzustellen. Die Sozialwissenschaften greifen oft genug zu kurz in der Erfassung der histori-

schen Bedingungen von heute anzutreffenden Zuständen; und die Geschichtswissenschaften scheitern oftmals daran, die jüngste Vergangenheit in ihre Perioden und Zäsuren einzuordnen, weil Tragweiten von aktuellen Entwicklungen noch nicht abgeschätzt werden können.

Epistemologische Herausforderungen

Die Nähe zur Gegenwart schafft für die historische Forschung epistemologische Verwicklungen, die sie mit der Sozialforschung, vor allem der qualitativen, teilt. Die zeitliche Distanz, die zwischen HistorikerIn und Forschungsgegenstand liegt, erleichtert in der Regel jenen „epistemologischen Bruch“²⁰, der eine wissenschaftliche Betrachtung von einer Alltagswahrnehmung unterscheidet. Je näher die Betrachtung zur Gegenwart reicht, desto geringer wird dieser Distanzvorteil. Damit gerät die Geschichtswissenschaft in die Nähe der nichtwissenschaftlichen Regeln folgenden Geschichtskultur, mit der vor allem die Zeitgeschichte interagiert: zum Teil aus Not – Dokumente sind häufig aufgrund von Archivsperren oder Persönlichkeitsschutzrechten nicht verfügbar –, zum Teil auch aus Opportunität – ZeitzeugInnen vermögen vielfältigere Perspektiven zu erschließen als Archivquellen. Vielleicht noch stärker als die qualitative Sozialforschung unterliegt die Oral History Feedback-Effekten, denn wer populäre Geschichtsdiskurse als Quellen nutzt, nimmt auch an diesen teil.²¹

Zudem wurde Migration spätestens seit dem europaweiten Auftreten fremdenfeindlicher Bewegungen seit den 1980er Jahren zum Gegenstand politisierter Debatten, an denen verschiedene Akteure – PolitikerInnen, MedienvertreterInnen, MigrantInnen und so fort – teilnehmen.²² Als Forschende kommen wir kaum umhin, die in diesen Debatten verwendeten Begriffe aufzunehmen. Unter diesen Bedingungen eine aus dem politisierten Kontext herausgelöste, wissenschaftliche Sprache zu pflegen, gerät zur täglichen Herausforderung. Mit dem zunehmenden Mainstreaming der Migrationsthematik in den Wissenschaften wächst das Unbehagen mit den manchmal zu wenig reflektierten Prämissen der (anwendungsorientierten) Migrations- und Integrationsforschung, die aus der Vermischung von wissenschaftlichen und populärkulturellen Diskursen hervorgeht.²³ So etwa kritisiert Rogers Brubaker den in der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung verbreiteten „Gruppismus“ – eine Verfahrensweise, die von klar abgrenzbaren Ethnien als grundlegende Beobachtungseinheiten ausgeht. Die alltagsbegriffliche Wahrnehmung von Ethnien, etwa ‚den Türken‘, ersetzt dabei die wissenschaftliche Rechtfertigung der Abgrenzung einer beforschten Gruppe.²⁴ Eine ähnliche Kritik formulierte jüngst Janine Dahinden auf der Jahrestagung der Forschungsplattform für Migration und Integration an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Dahinden beobachtet gegenwärtig die Ausbreitung eines „Migrations-“ oder „ethnischen Blickes“, der die ForscherInnen nur noch MigrantInnen oder Ethnien erkennen lässt.²⁵ Migrationsstatus und Ethnizität änderten so ihre Rolle vom *explanandum* zum *explanans* – vom zu erklärenden Sachverhalt zur Erklärung. Dadurch läuft die Forschung Gefahr, die durch außerwissenschaftliche Momente, etwa die nationalstaatliche Gesetzgebung, hervorgebrachten Kategorien zu reproduzieren und Differenzen zu naturalisieren. Dahinden fordert daher die „De-Migrationisierung“ von Forschungsdesigns: Notwendig sei eine stärkere Anbindung der Migrationsforschung an die allgemeine Sozialtheorie²⁶ und damit verbunden die Untersuchung von MigrantInnen im Kontext der gesamten

Bevölkerung. Sie mahnt zudem einen reflexiveren Begriffsgebrauch und eine deutlichere Unterscheidung zwischen wissenschaftlichen und alltäglichen Begriffen ein.

Aus ähnlichen Gründen steht zur Diskussion, inwiefern der nationalstaatliche Bezugsrahmen die Analyse von Integrations- und Assimilationsprozessen einschränkt. Seit längerem kritisiert etwa Ludger Pries ein Denken, welches an den Staatsgrenzen des Ziellandes Halt macht, als unzureichend und fordert die Ausweitung der Analyseebene auf transnationale Sozialräume.²⁷ Wie erhellend eine transnationale Perspektive sein kann, zeigt der Beitrag von Vladimir Ivanović in diesem Band. Allerdings wird Migrationspolitik nach wie vor stark von den jeweiligen Nationalstaaten bestimmt, und allein das Wissen um die Bedeutung transnationaler Räume garantiert noch nicht deren wissenschaftliche Erfassung. Internationale Vergleichsprojekte haben zumindest eine kritische Reflexion über die nationale Bedingtheit der Migrationsforschung in Gang gesetzt.²⁸

Die Migrationsforschung steht häufig in einer emanzipatorischen Forschungstradition, etwa der Frauen- und Geschlechterforschung oder der „Geschichte von unten“, die nicht die Perspektive der Herrschenden, sondern vor allem der benachteiligten Akteure – hier der MigrantInnen – einnimmt. Den Fallstricken der vorschnellen Kategorienbildung zu entgehen, erfordert in diesem Zusammenhang besondere Sorgfalt. Daraus folgen Begriffsdiskussionen: Wie sollen wir die von uns beforschten Personen und Gruppen benennen? Welche Zuschreibungen sind angemessen, welche diskriminierend? Welche Begriffe sind historisch belastet? Ob „Gastarbeiter“, „Fremdarbeiter“ oder „Migrationshintergrund“ – so gut wie jeder Begriff weist problematische Verwendungskontexte auf. Eine reflexive Migrationsgeschichte kommt nicht umhin, sich mit solchen Begriffsdiskussionen auseinanderzusetzen.

In Oral History und qualitativer Sozialforschung stellen sich im Kontext zivilgesellschaftlichen Engagements besondere Anforderungen. Zwischen ForscherInnen und ZeitzeugInnen kann es zu einer Zielkonkurrenz, in manchen Fällen sogar zu Zielkonflikten kommen. Die ForscherInnen verfolgen Erkenntnisziele, wobei sie forschungsethischen Ansprüchen, etwa der Wahrung der Persönlichkeitsrechte, unterliegen. Die Interviewten hingegen verfolgen personen- und gruppenspezifische Ziele, die eine für sie ungünstige Darstellung gefährden kann. Gerade in ländlichen Kontexten geraten InterviewpartnerInnen rasch an die Grenzen dessen, was im öffentlich sanktionierten Diskurs gesagt werden darf, wie die Beiträge von Angelika Laumer sowie Verena Saueremann und Veronika Settele zeigen.

Referenzraum und -periode

Die räumliche Referenz dieses Bandes bilden Österreich und seine Nachbarländer sowie die mit ihnen verbundenen weltweiten Migrationsräume. Die zeitliche Referenz umfasst die Periode von 1945 bis heute. Diese vergleichsweise kleinen, dafür besser überschaubaren Ausschnitte entsprechen unserem Programm einer Vorgeschichte der Gegenwart. Die extremen Formen von Zwangsmigration während der NS-Herrschaft beziehen wir nicht in diesen Band mit ein; wohl aber interessieren uns deren Auswirkungen auf die Nachkriegsgesellschaft. Auch der Kreis der vertretenen Regionen ist eingeschränkt, um den Migrationsraum möglichst dicht zu erfassen und unter vielfältigen Migrationsaspekten zu beleuchten. Dabei bieten sich Vergleiche zu Migrationsstudien, die denselben Zeitraum, aber andere Regionen Europas behandeln, an.²⁹

Nach Donna Gabaccia ist die Periodisierung eine der Basisoperationen in den Geschichtswissenschaften; dabei gehe es um „establishing and analyzing chronology, temporal sequencing, contingency and contextualisation, and assessment of change or continuity over time“³⁰. Gerhard Botz und Albert Müller konstatierten in den 1990er Jahren noch eine zu große zeitliche Nähe zur Nachkriegsgeschichte, die dadurch wie ein „historischer Block“ ohne Zäsuren erschien.³¹ Inzwischen hat der etwa 70 Jahre umfassende Zeitraum seit 1945 eine hinreichende Dauer erreicht; daher kann er leichter einer Periodisierung unterzogen werden. Gemeinhin werden in der Geschichtswissenschaft zwei parallele Einteilungen herangezogen, die sich auf für Migrations- und Mobilitätsphänomene relevante Erklärungszusammenhänge beziehen: eine politische und einen sozioökonomische. Der politische Zeitkontext umfasst einerseits Krisenszenarien – Kriege und politische Krisen – und andererseits den Gesetzesrahmen für die Mobilität zwischen Staaten. Der sozioökonomische Kontext setzt Migration und Mobilität in Beziehung zu ökonomischen Strukturen und deren Veränderungsprozessen. Wirtschaftliche Vorteile zu nutzen und Nachteile zu vermeiden ist ein Migrationsmotiv für Einzelpersonen und Gruppen, aber auch ein Motiv für institutionelle Akteure zur Regulation von Migrationen. Im sozioökonomischen Kontext steht auch die kleinräumige Mobilität, egal ob sie sich über Staatsgrenzen hinweg oder innerhalb von Staaten ereignet.

Die scharfe Trennung beider Kontexte erscheint in unserem Referenzzeitraum nicht zielführend; vielmehr waren diese eng verwoben. Die Nachkriegsjahrzehnte waren geprägt vom beispiellosen Wirtschaftsaufschwung Europas vor dem Hintergrund des Kalten Krieges zwischen West und Ost. Die Wirtschaftspolitik Westeuropas war schon lange vor der Verwirklichung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft in hohem Maße koordiniert, nicht zuletzt durch die aus dem Institutionengefüge des Marshallplans hervorgegangene Organisation for Economic Development (OECD); die Bedeutung dieses supranationalen Think Tanks wurde bislang unterschätzt.³² Ein wichtiger Aspekt des „Goldenen Zeitalters“ zwischen etwa 1950 und 1973 war die Regulierung der Arbeitsmärkte – sowohl innerstaatlich als auch zwischenstaatlich – durch Programme zur Erleichterung der zwischenstaatlichen Arbeitsmigration. Dass das „Goldene Zeitalter“ nicht alle Regionen Österreichs gleichermaßen erfasst hat, zeigt sich in dem Umstand, dass viele BewohnerInnen benachteiligter Regionen als GastarbeiterInnen das Land verließen, wie die Beiträge von Ute Sonnleitner, Anita Ziegerhofer und Karin M. Schmidlechner sowie Nina Kulovics zeigen. Das Ende dieses Booms setzte mit der Ölkrise 1973 ein³³ und brachte in Westeuropa eine Einschränkung der Arbeitsmigration.³⁴ In Österreich wirkte sich die Krise aufgrund der antizyklischen Konjunkturpolitik des „Austro-Keynesianismus“ erst in den 1980er Jahren aus. Dennoch wurde die Arbeitsmigration im Einklang mit den anderen europäischen Staaten gesetzlich beschränkt, wie Gerhard Hetfleisch in seinem Beitrag ausführt.

Für die politisch motivierte Fluchtmigration war der Kalte Krieg mit seinen politischen Krisen, etwa der Niederschlagung des Ungarnaufstandes 1956 oder des „Prager Frühlings“ 1968, bedeutsam. Ebenso bedeutsam waren die Krisen und Kriege, die aus der Neukonfigurierung der europäischen und globalen Machtverhältnisse nach dem Zerfall der Sowjetunion hervorgingen, etwa die Jugoslawienkriege der 1990er Jahre mit ihren Auswirkungen auf Österreich. Die Migrationsströme seit Ende der 1980er Jahre standen im Kontext des Zurückfallens der UdSSR im globalen Wettbewerb um Einflussphären. Die wirtschaftliche Entwicklung war in dieser Periode von der Integration des europäischen Wirtschaftsraums und der Globalisierung des Handels, dem Dot-Com-Boom sowie Finanz- und Wirtschaftskrisen geprägt.

Inhalte der Bandbeiträge

Die Beiträge dieses Bandes gruppieren sich um drei chronologische und thematische Schwerpunkte: erstens die Nachwirkung von Zwangsmigration in der Nachkriegsgesellschaft; zweitens die Arbeitsmigration im Rahmen des Wirtschaftsaufschwungs im „Goldenen Zeitalter“; drittens die gegenwärtige Migration in ländlichen Räumen im Kontext der Globalisierung.

Zwei Beiträge behandeln die Nachwirkungen von Zwangsmigrationen im Kontext des Zweiten Weltkriegs und der unmittelbaren Nachkriegszeit. *Angelika Laumer* beleuchtet die Verarbeitung ländlicher Zwangsarbeit im Familiengedächtnis in Bayern. Sie führte Interviews mit Kindern und Ehegattinnen ehemaliger Zwangsarbeiter, die nach Ende der NS-Herrschaft vor Ort blieben, ansässig wurden und Familien gründeten. Sie zeigt auf, wie schwere Arbeit und materieller Mangel in der lokalen, agrarisch geprägten Dorfgesellschaft weitgehend ohne Bezugnahme auf die vorhandenen sozialen Differenzen erinnert werden. Bezug genommen wurde auf eine Ressource, die auch in anderen lebensgeschichtlichen Genres von Angehörigen ländlicher Unterschichten zum Tragen kommen: Arbeitsfähigkeit und Arbeitswillen.³⁵ Der Umstand, dass die Eltern Opfer der NS-Gewalt geworden waren, kam nicht zur Sprache. Gleichwohl wurde NS-Gewalt von wenigen RespondentInnen unabhängig von der eigenen Familiengeschichte angesprochen, indem sie separate Diskussionen mit der Interviewerin über das öffentliche Erinnern der NS-Vernichtungspolitik begannen.

Uta Bretschneider wirft ein Schlaglicht auf das Ankommen der deutschsprachigen Vertriebenen aus Ostmitteleuropa in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR – genauer, im ländlichen Thüringen. Auch sie führte Interviews mit Vertriebenen und deren Nachkommen. Das Ankommen in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands stellte für sie eine andere Situation dar als für jene, die in Österreich oder den deutschen Westzonen ankamen. Auch wenn die sogenannten „Umsiedler“ mittellos waren und sich demgemäß auch als „Habenichtse“ empfanden, bot sich ihnen im Zuge der Bodenreform die Chance, als „Neubauern“ Kleinparzellen zu erwerben. Diese Landzuweisungen lösten allerdings das Problem der materiellen Not nicht, weil nur Grund und Haus in geringem Ausmaß, aber kaum Ausstattung, Hausrat oder Vieh bereitgestellt wurde. Dementsprechend gering war der wirtschaftliche Erfolg der Bodenreform; nur 10 bis 15 Prozent der Neubauernfamilien konnten sich wirtschaftlich stabilisieren. Die meisten gaben die Kleinbetriebe wieder auf oder schlossen sich freiwillig oder zwangsweise den Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) an. Die Behörden der DDR suchten sich – in Abgrenzung zur BRD – mit der Integrationsleistung durch die Bodenreform zu profilieren und behaupteten vehement den Erfolg der Aktion. Für die Betroffenen eröffnete sich ein Spannungsfeld aus Beschränkung und Hoffnung. Während die Gewalterfahrung der Vertreibung durch die Bürger und Staatsorgane in der Öffentlichkeit nicht diskutiert werden konnte, erhielt sich bei den euphemistisch „Umsiedler“ Genannten oftmals die Hoffnung, in die alte Heimat zurückkehren zu dürfen.

Die größte Gruppe umfasst jene Beiträge, die sich mit der Arbeitsmigration des Nachkriegsbooms und deren Auswirkungen beschäftigen. Sie unterteilen sich nach den regionalen Entwicklungstendenzen innerhalb Österreichs in zwei Untergruppen. Die östlichen Bundesländer – Burgenland und Steiermark, zum Teil auch Niederösterreich – waren strukturell benachteiligt und/oder betroffen durch Kriegsschäden, die sowjetische Besatzung oder

die Benachteiligung bei der Verteilung der Marshallplanmittel. Aus diesen Bundesländern rekrutierten sich GastarbeiterInnen, die in die westlichen Bundesländer, nach Deutschland, in die Schweiz, nach Großbritannien oder Schweden gingen, um Geld zu verdienen. *Ute Sonnleitner*, *Anita Ziegerhofer* und *Karin M. Schmidlechner* bearbeiten die Arbeitsmigration von jungen SteirerInnen, die im ersten Nachkriegsjahrzehnt die Gastarbeit in der Schweiz als Alternative zur unattraktiven Landarbeit im Heimatland wahrnahmen. Die RespondentInnen dieses Forschungsprojekts migrierten in der Mehrzahl zeitlich begrenzt und verwendeten das Verdiente, um sich zu Hause besser zu etablieren. Die offizielle Agrarpresse problematisierte ihr Weggehen als „Landflucht“. Tatsächlich betrieben sie lediglich eine Flucht aus der Landarbeit, da viele von ihnen auch in der Schweiz auf dem Land arbeiteten und nach der Rückkehr sich wieder in ländlichen Regionen ansiedelten.

Nina Kulovics untersucht die Arbeitsmigration aus zwei südburgenländischen Gemeinden in die Schweiz anhand der Melderegister und Interviews mit MigrantInnen und deren Nachkommen. Ihre Untersuchung ergibt, dass ein großer Teil der Auswandernden in der Schweiz ansässig wurde, auch wenn sie anfangs nur einen befristeten Aufenthalt geplant hatten. Der Kontrast zwischen der steiermärkischen und der burgenländischen Untersuchung – hier kommen die GastarbeiterInnen zurück, da bleiben sie im Zielland – kann auch der unterschiedlichen Samplebildung geschuldet sein. Die Untersuchung der Melderegister stützt aber die Interpretation der Autorin, dass diese Migrationen im Kontext der langen Auswanderungstradition des Südburgenlandes standen. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert wanderten die BewohnerInnen der Region in großer Zahl nach Süd- und Nordamerika aus, insbesondere in den Großraum Chicago. In der Nachkriegsphase war Auswanderung nach wie vor eine Option, aber innerhalb Europas oder in die urbanen Zentren Österreichs.

Die andere Untergruppe von Beiträgen behandelt die Zuwanderung von ArbeitsmigrantInnen in das wirtschaftlich starke Bundesland Tirol im Westen Österreichs. *Gerhard Helfleisch* bietet eine *tour d'horizon* der Arbeitsmigration in Tirol seit 1945, in deren Zentrum die Zuwanderung im Zuge der „Gastarbeiter“-Abkommen mit der Türkei und Jugoslawien stehen. Auf Basis der Dokumentation des Landesarbeitsamtes und der gesetzlichen Bestimmungen zeichnet er ein genaues Bild der beabsichtigten und unbeabsichtigten Wechselwirkungen zwischen Arbeitskräftenachfrage, Anwerbepolitik und Gesetzeslage.

Verena Sauermann und *Veronika Settele* beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit der Repräsentation von MigrantInnen in der Erinnerungskultur und Aktenüberlieferung der Tiroler Kleinstadt Hall. Die Auseinandersetzung mit dem Thema steht im Kontext eines lokalhistorischen Schulprojektes, in dem die Lücken in der Überlieferung, die verfügbaren Quellen und die Möglichkeiten einer öffentlichen Thematisierung ausgelotet wurden. Sie betreiben eine Spurensuche, die einerseits durch eine schwache öffentliche Überlieferung, die Sensibilitäten zeitgeschichtlicher Forschung und eine konfliktbehaftete Vergangenheit innerhalb eines überschaubaren Sozialgefüges, andererseits aber auch durch partielle Kooperation und Interesse geprägt war. Ihr Beitrag ist ein Beispiel für die Wechselbezüge zwischen Geschichtsrepräsentation, partizipativer Quellenarbeit und historischer Forschung. Die ForscherInnen können sich in dieser Art der Oral History nicht auf ihren Expertenstatus zurückziehen, sondern treten in der Öffentlichkeit auch als (noch) Unwissende auf.

Der Beitrag von *Vladimir Ivanović* bietet den Gegenschuss zur Darstellung der Tiroler Beiträge. Er erläutert die politischen Regulative in Jugoslawien, mit denen die Sozialistische Föderative Republik versuchte, die Deviseneinkünfte der ArbeitsmigrantInnen zu erschlie-

ßen, indem mehr oder weniger attraktive Investitionsmöglichkeiten für die Zurückkehrenden geschaffen wurden. Diese Ausführungen kontrastiert er mit den Ergebnissen seiner ethnografischen Feldforschung bei RückkehrerInnen im serbischen Dorf Donja Livadica. Sein Beitrag macht den Wert transnationaler Forschungsdesigns augenfällig; er zeigt, dass die Arbeitsmigration für viele auch die Chance zum Vermögensaufbau beinhaltete. Nicht nur die Not in Österreich oder Deutschland, sondern auch die guten wirtschaftlichen Möglichkeiten in Serbien konnten ausschlaggebend für eine Rückwanderung sein. Er beleuchtet schließlich auch die Erfahrungen der Zurückgekehrten, die im Guten wie im Schlechten in zwei Staaten zu Hause sind.

Die letzte Gruppe umfasst vier Beiträge über rezente Migrationsphänomene im ländlichen Raum. Sie beruhen auf unterschiedlichen Zugängen der Geografie, Soziologie und Kultur- und Sozialanthropologie. Drei der Beiträge behandeln ein ähnliches Problem: Was passiert, wenn MigrantInnen in periphere ländliche Regionen kommen? *Ingrid Machold* und *Thomas Dax* skizzieren anhand statistischer Daten Wanderungsströme zwischen ländlichen und städtischen Regionen Österreichs seit den 1970er Jahren. Sie weisen nach, dass sich gerade die ländlichen Regionen in den vergangenen dreißig Jahren zu Zuwanderungsgebieten entwickelt haben.

Nicht so sehr die zahlenmäßige Entwicklung der Zuwanderung in ländlichen Regionen steht im Mittelpunkt des Artikels von *Gudrun Kirchoff* und *Claudia Bolte*, sondern die lokale Integration vor Ort. Die Autorinnen berichten praxisnah von zwei Projekten, die einerseits die Integrationspotentiale in Kommunen im ländlichen Deutschland untersuchen und andererseits Voraussetzungen, aber auch Schwierigkeiten einer gelingenden regionalen Integrationspolitik ausloten. Als notwendig erachteten sie die strategische Ausrichtung der regionalen Politik, eine interkulturelle Öffnung der bestehenden Institutionen sowie die Notwendigkeit einer Willkommens- und Anerkennungskultur. Vorgefunden wurde in diesem Zusammenhang ein breites Spektrum an kommunalen Angeboten. Im Sinne der von uns anvisierten Historisierung der Migrationsforschung wäre weiter zu fragen, ob solche Praxisprojekte nicht auch ein Bewusstsein für lokale Migrationsgeschichte(n) als Kommunikationsform zu schaffen vermögen.

Isabella Skrivanek, *Lydia Rössl* und *Anna Faustmann* untersuchen in ihrem Beitrag, wie strukturelle Probleme ländlicher Räume und andere Benachteiligungen einander wechselseitig verstärken und negative Effekte für MigrantInnen erzeugen (Intersektionalität). Ihre empirische Basis sind Gruppen- und Einzelinterviews im Rahmen der Evaluierung von arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen im ländlichen Raum, die auf die Arbeitsmarktintegration benachteiligter MigrantInnengruppen abzielten. Das Zielklientel waren Jugendliche mit Migrationshintergrund, Flüchtlinge und Frauen, die nicht selten als Heiratsmigrantinnen in die steirischen Landgemeinden kamen. Flucht- und Heiratsmigration sind Wanderungsformen, die nicht vorwiegend ökonomischen Kalkülen folgen und bei denen die Wahl des Migrationsziels beschränkt ist. Diese Gruppen scheinen gerade durch den mangelnden Gestaltungsspielraum anfällig für Intersektionalitätseffekte zu sein. In diesem Beitrag wird explizit eine historische Perspektive in ein sozialwissenschaftliches Forschungsdesign integriert. Schlüssel dafür sind die Biografien der RespondentInnen, die mit umfassenden Entwicklungen in Verbindung gebracht werden.

Elisabeth Boesen, *Gregor Schnuer* und *Christian Wille* beschäftigen sich in ihrem Artikel mit der als „Wohnmigration“ bezeichneten Abwanderung aus Luxemburg in die benachbar-

ten Grenzregionen bei mehrheitlicher Beibehaltung des Arbeitsplatzes im Land. Ausgangspunkt ihrer Fallstudien ist die Frage, welche Auswirkungen die Zuwanderung von städtisch geprägten Menschen in den vier Untersuchungsdörfern nach sich zieht. Urbanität wird dabei als ein spezifischer Habitus – und damit losgelöst vom Stadtraum – konzipiert. Aufgrund der Ambivalenz ihrer Untersuchungsergebnisse – Urbanisierungsprozesse bei gleichzeitiger Stärkung ländlicher Praktiken und Strukturen – erarbeiten die AutorInnen eine über den Stadt-Land-Gegensatz hinausgehende Habituskonzeption. Eingang finden dabei sowohl die habituelle Ruralität als Gegenstück zur habituellen Urbanität, als auch eine Ausdifferenzierung urbaner Dispositionen. Diese Handlungsdispositionen wirken unterschiedlich auf die ländlichen Sozialstrukturen ein und sind ihrerseits wiederum von diesen beeinflusst.

Das Forum dieses Bandes ist dem zehnjährigen Jubiläum des erstmals 2004 erschienenen JGLR gewidmet. Aus diesem Anlass fand kürzlich in Wien der Workshop *Ländliche Geschichte neu schreiben* statt, welcher der Reflexion des innovativen Anspruchs des JGLR und dessen Einlösung diente. *Clemens Zimmermann*, profilierter Vertreter der erneuerten Agrargeschichte im deutschsprachigen Raum, beleuchtete die ersten zehn Bände im Hinblick auf Stärken und Schwächen im Kontext des Geschichtsdiskurses. Nach diesem hier abgedruckten Eröffnungsvortrag fragte eine interdisziplinär und international zusammengesetzte Diskussionsrunde nach dem Stellenwert der ländlichen Geschichte in Wissenschaft und Gesellschaft. *Ulrich Schwarz* fasst in seinem Tagungsbericht die Ergebnisse des Workshops zusammen und skizziert einige daraus ableitbare Folgerungen.

Die Betrachtung der Geschichte hilft uns, die Gegenwart besser zu begreifen – so haben wir unsere Themensetzung und die Beitragsauswahl begründet. Der Dialog muss aber wechselseitig geführt werden. In diesem Sinn empfiehlt Marc Bloch den VertreterInnen seiner eigenen Zunft: Sie mögen sich auch für die Gegenwart interessieren, um die Vergangenheit zu verstehen!³⁶

Anmerkungen

- 1 Zur Ausstellung erschien eine zweisprachige, von ZMF-Mitarbeiter Niklas Perzi verfasste Begleitbroschüre: Niederösterreichisches Landesarchiv (Hg.), *Langsam ist es besser geworden. Vertriebene erzählen vom Wegmüssen, Ankommen und Dableiben*, St. Pölten 2013.
- 2 Vgl. dazu das aktuell an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Prager Karls-Universität laufende Projekt zur Integration der Neubistritzer Deutschen in Baden-Württemberg nach 1945 von Monika Horáková sowie die Projekte der Gruppe Antikomplex, vor allem „*Sudetských příběhů/Sudetengeschichten*“.
- 3 Dabei handelt es sich um ein Gemeinschaftsprojekt des ZMF mit der Betriebsseelsorge Traisental, dem österreichisch-türkischen Freundschaftsverein, dem Büro für Diversität der Stadt St. Pölten, dem Stadtmuseum, der FH St. Pölten und engagierten Einzelpersonen.
- 4 Vgl. Peter Laslett, *Characteristics of the Western Family Considered over Time*, in: ders. (Hg.), *Family Life and Illicit Love in Earlier Generations*, Cambridge 1977, 12–49; Michael Mitterauer, *Historisch-anthropologische Familienforschung: Fragestellungen und Zugangsweisen* (Kulturstudien, Bd. 19), Wien 1990.
- 5 Vgl. *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 53 (2005) H. 1 (Themenschwerpunkt Migration und ländliche Gesellschaft); Hannelore Oberpenning/Annemarie Steidl (Hg.), *Kleinräumige Wanderungen in historischer Perspektive* (IMIS Beiträge, H. 18), Osnabrück 2001.
- 6 Vgl. Stephan Beetz, „Landflucht“-Diskurs und territorialer Wettbewerb, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 61 (2013) H. 1, 48–62.
- 7 Vgl. Gerlind Weber/Tatjana Fischer, *Gehen oder Bleiben? Die Motive des Wanderungs- und Bleibeverhaltens junger Frauen im ländlichen Raum der Steiermark und die daraus resultierenden Handlungsoptionen*, in:

- Ländlicher Raum, online Fachzeitschrift des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft, Ausgabe 04 (2012), http://www.bmlfuw.gv.at/land/laendl_entwicklung/Online-Fachzeitschrift-Laendlicher-Raum/archiv/2012/Frauen.html (3.11.2014).
- 8 Klaus Bade/Jochen Oltmer, Normalfall Migration: Deutschland im 20. und frühen 21. Jahrhundert (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Zeitbilder, Bd. 15), Bonn 2004.
 - 9 Sylvia Hahn, Migration – Arbeit – Geschlecht. Arbeitsmigration in Mitteleuropa vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Göttingen 2008, 16.
 - 10 Rainer Bauböck/Bernhard Perchinig (Hg.), Migrations- und Integrationsforschung in Österreich – Ansätze, Schnittstellen, Kooperationen (KMI Working Paper Series, Nr. 1), Wien 2004, http://www.oeaw.ac.at/kmi/Bilder/kmi_WP1.pdf (3.11.2014)
 - 11 Leo Lucassen, Immigrant Integration in Western Europe, Then and Now, in: ders. u.a. (Hg.), Paths of Integration. Migrants in Western Europe (1880–2004), Amsterdam 2006, 7–24.
 - 12 Vgl. Nancy Foner, From Ellis Island to JFK: New York's Two Great Waves of Immigration, New Haven/London 2000; Richard D. Alba/Victor Nee, Remaking The American Mainstream: Assimilation and Contemporary Immigration, Cambridge 2003.
 - 13 Vgl. Nancy Foner/Leo Lucassen, Legacies of the Past, in: Maurice Crul/John Mollenkopf (Hg.), The Changing Face of World Cities. Young Adult Children of Immigrants in Europe and the United States, New York 2012, 26–43.
 - 14 Vgl. Bauböck/Perchinig (Hg.), Migrations- und Integrationsforschung, 39.
 - 15 Vgl. Leo Lucassen/Jan Lucassen, Gewinner und Verlierer. Fünf Jahrhunderte Immigration – eine nüchterne Bilanz (Niederlande Studien, Bd. 56), Münster/New York 2014, 174. Vgl. Leo Lucassen, The Immigrant Threat: The Integration of Old and New Migrants in Western Europe since 1850, Urbano/Chicago 2005, 5.
 - 16 Vgl. Leo Lucassen/Rinus Penninx, Caught between Scylla and Charybdis? Changing Orientations of Migrant Organisations in the Era of National States, from 1880 onwards (Imiscoe Working Paper 26), Amsterdam 2009, 3; Klaus J. Bade, Versäumte Integrationschancen und nachholende Integrationspolitik, in: ders./Hans-Georg Hiesseric (Hg.), Nachholende Integrationspolitik und Gestaltungsperspektiven der Integrationspraxis (Beiträge der Akademie für Migration und Integration, H. 11), Göttingen 2007, 21–96, hier 21.
 - 17 Dirk Hoerder, Transcultural Approaches to Gendered Labour Migration: From the Nineteenth-Century Proletarian to Twenty-First-Century Caregiver Mass Migrations, in: ders./Amarjit Kaur (Hg.), Proletarian and Gendered Mass Migrations: A Global Perspective on Continuities and Discontinuities from the 19th to the 21st Centuries, Leiden 2013, 19–64, hier 32.
 - 18 Vgl. Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München 2001, 11.
 - 19 Norbert Elias/John L. Scotson, Etablierte und Außenseiter, Frankfurt am Main 2003, 8.
 - 20 Zum epistemologischen Bruch vgl. Gaston Bachelard, Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis, Frankfurt am Main 1978, 54–55.
 - 21 Rita Garstenauer, Private, Semi-Public, Published. Rural Autobiographies within the Family and beyond, in: Elisabeth Boesen u.a. (Hg.), Peripheral Memories. Public and Private Forms of Experiencing and Narrating the Past, Bielefeld 2012, 121–142, hier 27–33.
 - 22 Clelia Caruso, Inclusion Opportunities and Exclusion Risks: Mediterranean Labour Migration and European Migration Policies, in: dies. u.a. (Hg.), Postwar Mediterranean Migration to Western Europe. Legal and Political Frameworks, Sociability and Memory Cultures/La migration méditerranéenne en Europe occidentale après 1945: droit et politique, sociabilité et mémoires, Frankfurt am Main 2008, 9–36, hier 19.
 - 23 Vgl. etwa Paul Mecheril u.a. (Hg.), Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive, Wiesbaden 2013.
 - 24 Vgl. Rogers Brubaker, Ethnizität ohne Gruppen, in: ders., Ethnizität ohne Gruppen, Hamburg 2007, 16–45.
 - 25 Wir bedanken uns bei Janine Dahinden, die uns freundlicherweise die Powerpoint-Präsentation ihres Vortrages zur Verfügung gestellt hat; zum „ethnischen Blick“ siehe auch Glick Schiller u.a., Beyond the Ethnic Lens: Locality, Globality, and Born-Again Incorporation, in: American Ethnologist 33 (2006) H. 4, 612–633.
 - 26 Vgl. Michael Bommes, Vorwort, in: ders., Migration und Migrationsforschung in der modernen Gesellschaft. Eine Aufsatzsammlung (IMIS Beiträge, H. 38), Osnabrück 2011, 11–14, hier 13.
 - 27 Vgl. Ludger Pries, Transnationalisierung der Migrationsforschung und Entnationalisierung der Migrationspolitik. Das Entstehen transnationaler Sozialräume durch die Arbeitswanderung am Beispiel Mexiko – USA, in: Michael Bommes (Hg.), Transnationalismus und Kulturvergleich (IMIS Beiträge, H. 15), Osnabrück 2000, 55–78.

- 28 Dietrich Tränhardt/Michael Bommes (Hg.), *National Paradigms of Migration Research* (Schriften des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien 13), Göttingen 2010.
- 29 Vgl. Caruso u.a. (Hg.), *Postwar Mediterranean Migration*; Ceri Peach, *Postwar Migration to Europe: Reflux, Influx, Refuge*, in: *Social Science Quarterly* 78 (1997) H. 2, 269–283; Christopher A. Molnar, *Imagining Yugoslavs: Migration and the Cold War in Postwar West Germany*, in: *Central European History* 47 (2014), 138–169.
- 30 Donna Gabaccia, *Time and Temporality in Migration Studies*, in: Caroline B. Brettell/James F. Hollifield (Hg.), *Migration Theory. Talking Across Disciplines*, New York/London 2014, 37–66, hier 38.
- 31 Gerhard Botz/Albert Müller, *Differenz/Identität. Zur Gesellschaft-, Politik- und Kulturgeschichte vor und nach 1945*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 6 (1996) H. 1, 7–40.
- 32 Vgl. Matthias Schmelzer, *A Club of the Rich to Help the Poor? The OECD as an Unduly Neglected Actor in the Field of ‚Development‘*, in: Marc Frey u.a. (Hg.), *International Organizations and Development, 1945 to 1990*, Cambridge 2014, 171–195.
- 33 Vgl. Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, *Nach dem Boom: Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2012.
- 34 Gianni Toniolo, *Europe’s Golden Age, 1950–1973: Speculations from a Long-Run Perspective*, in: *The Economic History Review, New Series* 51 (1998) H. 2, 252–267, hier 264; Stephen Castels, *The Guest-Worker in Western Europe – An Obituary*, in: *International Migration Review* 20 (1986) H. 4 (Special Issue: Temporary Worker Programs: Mechanisms, Conditions, Consequences), 761–778, hier 761–763.
- 35 Vgl. Rita Garstenauer, *Gebrochen und wiederhergestellt. Kontinuität in den Autobiografien ehemaliger Landarbeiterinnen und Landarbeiter*, in: Dagmar Kift/Hanneliese Palm (Hg.), *Arbeit – Kultur – Identität. Zur Transformation von Arbeitslandschaften in der Literatur* (Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für deutsche und ausländische Arbeiterliteratur, Bd. 15), Essen 2007, 189–204, hier 198.
- 36 Vgl. Marc Bloch, *The Historian’s Craft*, Manchester 1992, 36.

„Er hat alles gekonnt, wenn's sein hat müssen, er war ein fleißiger Mann“

Wie Kinder von ZwangsarbeiterInnen im ländlichen Bayern NS-Zwangsarbeit und deren Konsequenzen erinnern

Von rund 13 Millionen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen, die auf dem Gebiet des Deutschen Reiches arbeiten mussten,¹ war ein erheblicher Teil in der Landwirtschaft eingesetzt: Laut Ulrich Herbert betrug der Anteil 1941 etwa 60 Prozent.² Im ländlichen Bayern arbeiteten sie zumeist in bäuerlichen Familienbetrieben, lebten und arbeiteten also räumlich eng zusammen mit der Bauersfamilie, dem deutschen Dienstpersonal und mitunter weiteren zum Arbeitseinsatz gezwungenen Personen: Sie alle bestellten häufig dasselbe Feld. Die Beziehungen zwischen Deutschen und ausländischen Zwangsarbeitenden konnten trotz der Umstände der Ausbeutung relativ kollegial sein, waren aber für letztere zumeist von Gewalt und Diskriminierung und oftmals von mangelnder Nahrungs- und/oder medizinischer Versorgung geprägt.³ Diese Gewalt konnte sich bis zur Inhaftierung in Konzentrationslagern oder ihrer Hinrichtung in der Nähe ihres Einsatzortes erstrecken.⁴

In den letzten Jahren gibt es in der BRD die Tendenz, NS-Zwangsarbeit auch mittels professioneller, überblickshafter Ausstellungen mit pädagogischem Begleitprogramm zu erinnern, beispielsweise mit der Wanderausstellung *Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg* sowie der 2013 eröffneten Ausstellung *Alltag Zwangsarbeit 1938–1945*.⁵ Bereits seit den Achtzigerjahren waren und sind es in der BRD zu einem erheblichen Teil Akteure in lokalen und regionalen Initiativen, Geschichtswerkstätten und Schulprojekten, die mit Ausstellungen, Veröffentlichungen und Veranstaltungen an NS-Zwangsarbeit erinnern. Obwohl NS-Zwangsarbeiter und NS-Zwangsarbeiterinnen auch im ländlichen Raum omnipräsent waren und sich diverse Forschungsinitiativen in Deutschland damit auseinandersetzten, gibt es nur wenige mediale Repräsentationen von landwirtschaftlicher Zwangsarbeit generell und im Speziellen im ländlichen Bayern. Im Folgenden soll dargelegt werden, wie in diesem Kontext in Bayern aufgewachsene Kinder von ehemaligen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen Zwangsarbeit und die Konsequenzen daraus für das Nachkriegsleben ihrer Eltern erinnern. Diese Erhebung war eingebettet in eine größer angelegte ethnografische Studie, die das kommunikative Gedächtnis an NS-Zwangsarbeit im ländlichen Bayern untersucht.⁶

NS-Zwangsarbeit im Untersuchungsgebiet Bayerischer Wald

Die ethnografische Feldforschung wurde in den heutigen, aneinander grenzenden Landkreisen Cham, Regen und Straubing-Bogen durchgeführt. Die traditionell landwirtschaft-

lich geprägte Region liegt im östlichen Bayern an der Grenze zur Tschechischen Republik in den Regierungsbezirken Niederbayern und Oberpfalz. Die früheren Einsatzorte der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die Bauernhöfe, sind meist seit Generationen Eigentum derselben Bauersfamilien. Im Gebiet des Bayerischen Waldes herrscht vor allem in Abgrenzung zur Tschechischen Republik eine Vorstellung der Region als einheitlichem Kulturraum. Michael Weigl legte dar, dass sich diese Identitätskonstruktionen dort auch aus der Annahme, dass die Gegend ein ausschließlich stark agrarisch geprägter Raum sei, speisten. Er führt zudem aus, dass antitschechische Fremdbilder während des Kalten Krieges weiterhin tradiert worden seien und in zahlreichen Festspielen im ländlichen Ostbayern eine „regionale Schicksalsgemeinschaft“ inszeniert werde.⁷

Um die Dimensionen der NS-Zwangsarbeit im Bayerischen Wald abzustecken, soll exemplarisch auf den Landkreis Bogen, seit 1972 Teil des Kreises Straubing-Bogen, näher eingegangen werden. Es gibt keine Veröffentlichung, die Strukturen und Zahlen der NS-Zwangsarbeit in diesem oder den benachbarten Landkreisen systematisch darlegt. Dies bedeutet, dass auch trotz meiner Recherchen im Bayerischen Staatsarchiv Landshut, im Bundesarchiv Abteilung Militärarchiv, beim International Tracing Service Bad Arolsen sowie im Stadtarchiv Bogen die Faktenlage zur NS-Zwangsarbeit in dieser Region noch immer äußerst lückenhaft ist.

1939 lebten offiziell 31.000 Menschen im Landkreis Bogen. Die landwirtschaftliche Struktur wurde von bäuerlichen Familienbetrieben bestimmt, die bis in die Fünfzigerjahre mit den Knechten und Mägden über zusätzliche, familienfremde Arbeitskräfte – etwa ein bis fünf Personen pro Hof – verfügten. Für die NS-Zeit sind mindestens 800 ukrainische, polnische und russische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen für den Landkreis dokumentiert, die auf den Bauernhöfen lebten und arbeiteten. Zudem wurden für die Jahre 1943 bis 1945 etwa 200 von Zwangsarbeiterinnen neugeborene Kinder registriert, von denen 130 starben. Es ist sehr naheliegend, dass die Kinder wegen gezielter und von deutschen Behörden zu verantwortender Vernachlässigung und Unterernährung zu Tode kamen.⁸ Zu den polnischen, ukrainischen und russischen Zwangsverpflichteten, die in diesem Landkreis den größten Teil der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen ausmachten, kamen als Arbeitskräfte niederländische und ungarische Zivilpersonen sowie belgische, französische, serbische und sowjetische Kriegsgefangene hinzu.⁹

Die recherchierten Akten berichten nichts darüber, wie die Kriegsgefangenen untergebracht waren. Ortsansässige erzählen jedoch davon, dass belgische, französische und serbische Kriegsgefangene in Gaststätten oder anderen großen Gebäuden schliefen und dort bewacht wurden. Es existieren auch Privatfotos, die Kriegsgefangene vor einem dieser kleinen Lager in einer Gaststätte zeigen. Diese auf die Dörfer verteilten Kriegsgefangenen dürften Arbeitskommandos eines Kriegsgefangenenlagers gewesen sein. Für den Landkreis ist das Kriegsgefangenen-Stammlager 383/Z, manchmal auch als „Stammlager 385“ bezeichnet, in der Nähe der Kreisstadt Bogen dokumentiert.¹⁰ Allerdings stehen mir, abgesehen von dem Fakt, dass es existierte, und abgesehen von Erzählungen in der Stadt, keine Informationen zu diesem Stammlager zur Verfügung. Es gibt jedoch einen Zeitzeugenbericht Wassilij Maschtschenkos, der als sowjetischer Kriegsgefangener im Kriegsgefangenen-Stammlager 385 in Bogen war und, wie er sagt, dort „behandelt“ wurde.¹¹

Trotz der lückenhaften Überlieferung ist auch mit den bislang bekannten Informationen klar: NS-Zwangsarbeit wurde auch im Bayerischen Wald in großen numerischen Dimensi-

onen geleistet. Dennoch sind weder die Ausmaße der NS-Zwangsarbeit noch weitergehende historische Fragen, zum Beispiel zur Alltagsgeschichte, für das ländliche Ostbayern (und für zahlreiche weitere ländliche Gebiete in der BRD) systematisch erforscht worden. Es sind in der untersuchten Region bisher auch nur wenige lokale Initiativen und Regionalstudien zu finden.¹² Das Thema NS-Zwangsarbeit ist jedoch in der mündlichen Kommunikation sehr wohl präsent. Das Beispiel der Kriegsgefangenen-Arbeitskommandos zeigt, dass die mündliche Erzählung und Privatdokumente oftmals die naheliegendsten und unmittelbarsten Quellen sind – auch für die regionale Geschichte der NS-Zwangsarbeit.

Zu Konzept, Methode und Auswahl der InterviewpartnerInnen

In diesem Artikel liegt der Schwerpunkt darauf, wie sich diese Geschichte im *kommunikativen Gedächtnis* bei den Kindern von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen widerspiegelt. Für das Konzept des kommunikativen Gedächtnisses beziehe ich mich auf Jan Assmann sowie Harald Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall. Sie definieren das kommunikative Gedächtnis als eine Art gesellschaftliches Kurzzeitgedächtnis, das sich maximal auf die vergangenen hundert Jahre beziehe. Diese Vergangenheit wird auch durch Zeitzeuginnen und Zeitzeugen rekonstruiert, die diese Vergangenheit noch erlebten und darüber kommunizieren können. Die Erinnerung wird durch das alltägliche Hörensagen weiter gegeben, entsteht im Alltag und ist nicht durch Rituale und Zeremonien geformt. Das Familiengedächtnis, also die Geschichte, die innerhalb der Familie tradiert wird, ist zentraler Teil des kommunikativen Gedächtnisses.¹³

Die Erhebung basiert auf Gruppengesprächen, informellen Gesprächen und narrativen Interviews mit zwölf Personen, die im Rahmen mehrerer ethnografischer Feldaufenthalte nach der Forschungslogik der *grounded theory*¹⁴ entstanden und ausgewertet wurden. Zwei Interviewte sind Witwen früherer Zwangsarbeiter. Die anderen Interviewten haben gemein, dass ein oder beide Elternteile Zwangsarbeit leisteten. Die Eltern der Interviewten blieben nach dem Zweiten Weltkrieg als sogenannte Heimatlose Ausländer¹⁵ in einem der genannten Landkreise. Die Herkunftsorte der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen liegen im heutigen Polen¹⁶ oder der heutigen Ukraine. Sie waren auf Bauernhöfen eingesetzt, wo sie zum Teil auch noch Jahre nach dem Krieg ihre Arbeit fortsetzten. Ihre Kinder, meine Interviewpartnerinnen und -partner, wuchsen in der Region auf und leben – bis auf zwei Ausnahmen – auch heute noch dort.

Ich recherchierte vier weitere potentielle Interviewpartnerinnen und -partner. Die Gespräche kamen aber nicht zustande, weil die Personen es aus verschiedenen Gründen direkt ablehnten oder weil Kontaktpersonen die Kontaktaufnahme nicht unterstützten oder mir vehement davon abrieten.

Die Kategorie Arbeit in der Erinnerung

Wenn die Interviewten über ihre Eltern und Zwangsarbeit sprechen, ist „Arbeit“ eine zentrale Kategorie. Die meisten der Befragten erzählen keine Details über die Bedingungen der Zwangsarbeit ihrer Eltern. Nur eine Interviewte schilderte Tätigkeiten, die ihre Mutter auf

dem Bauernhof und im Wald verrichten musste. Ebenso wenig gehen die Interviewten auf die Beziehungen zu den Bäuerinnen, Bauern und deutschem Dienstpersonal ein. Die Arbeit wird in wenigen vagen und generellen Sätzen angesprochen:

„Er hat nur gesagt, dass sie viel Arbeit gehabt haben. Er hat eigentlich immer gesagt von sehr viel Arbeit. Aber so nix Bewegendes. Tut mir leid, ich hab ja gesagt ghabt, ich weiß nicht allzu viel.“¹⁷

Es wird häufig betont, wie „hart“ die Arbeit der Eltern war:

„Es war hart, es war der Krieg und, und es war schlimm. Sie haben es auch daheim nicht einfach gehabt, sie haben eine harte Zeit gehabt, das hat er auch erzählt, einfach armselig.“¹⁸

Und eine Interviewte drückt ihre Einschätzung, wie die Arbeit während des Krieges für ihre Eltern war, nur in dem Satz „Es war nicht immer alles so rosig“ aus.¹⁹

Die beiden Schwestern Anita Diestel und Xenia Wrobel, die getrennt voneinander interviewt wurden, beschreiben die Zwangsarbeit ihrer Mutter detaillierter, sie erzählen vom Mähen, Melken und der Forstarbeit ihrer Mutter. Und beide Frauen sprechen darüber, dass es ihrer Mutter gelang, an zusätzliche Nahrung zu gelangen:

„Als die Bäuerin gemerkt hat, dass meine Mutter wirklich arbeitet und dass sie sich wirklich kümmert, gab sie ihr extra Brot. [...] Sie musste die ganze Arbeit machen, sie musste im Winter im Wald arbeiten, da hatte man nichts Richtiges zum Anziehen.“²⁰

Die Bauern und Bäuerinnen beurteilten, ob die ihnen zugewiesenen Arbeitskräfte fleißig oder faul waren. Hart und engagiert zu arbeiten war für die Zwangsarbeitenden eine der wenigen Möglichkeiten, ihre Lebensbedingungen unter Umständen zum Positiven hin zu beeinflussen. Es konnte dazu dienen, die Bauersleute und das deutsche Dienstpersonal zu zufrieden zu stellen, schließlich hingen die Lebens- und Arbeitsumstände zu einem erheblichen Teil von diesen Personen ab. In dieser Logik erzählen auch die Nachkommen der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen: Sie präsentieren ihre Eltern als sehr fleißig, als diese mit Lebensbedingungen konfrontiert waren, die generell sehr hart waren. Dies reiht sich in der Region in ein generelles, kaum gebrochenes Narrativ: Das Leben früher war hart, aber es war hart für alle. Dieses „harte Leben“ wird häufig als gegebener Fakt dargestellt: Die Interviewten nennen keine Verantwortlichen. Es sind lediglich Anita Diestel und Xenia Wrobel, die andeuten, dass die Bäuerin in der Interaktion mit der Zwangsarbeiterin Handlungsspielräume hatte, zum Beispiel extra Brot, aber keine Kleidung für die Forstarbeit zur Verfügung stellte. Nur Xenia Wrobel macht im Laufe der Gespräche deutlich, dass es sich dabei um *Zwangsarbeit*, eine ausbeuterische Form von Arbeit, handelte, alle anderen Interviewten sprechen lediglich von „Arbeit“.

Abbildung 1: Vier Bauerstöchter und ein Zwangsarbeiter bei einer Mahlzeit auf dem Feld



Foto: Privatbesitz

Das Thema Arbeit bleibt für die Interviewten relevant, wenn sie die Lebensläufe ihrer Eltern beschreiben. So sagt Ludwig Krawczyk über seinen Vater: „Er kam rüber, hat geheiratet, Kinder bekommen, als Zimmerer gearbeitet, das hat er gelernt und manchmal hat er als Metzger gearbeitet“.²¹ Er beschreibt nicht, von wo, warum oder wie sein Vater „rüberkam“, aber die Arbeit seines Vaters nach dem Krieg ist relevant, um dessen Geschichte zu erzählen. Es ist ein sehr deutliches Muster, dass die Gesprächspartner und -partnerinnen ihre Eltern als generell arbeitsam beschreiben. Auch Ludwig Krawczyks Schwester Helga Ebersberger tut dies: „Arbeitsame, sparsame Leut’, die Eltern“.²² Ebenso sagt Anita Diestel über ihre Stiefmutter, eine ehemalige Zwangsarbeiterin:

„Ich hab meine Stiefmutter sehr geschätzt, weil sie da gerackert und gemacht hat, so wie ma’s normal tut, wenn ma a Familie und a Haus hat. Die hat sich schon sehr bemüht“.²³

Sie kritisiert dagegen ihren Vater, der behindert war und unter den Spätfolgen eines Arbeitsunfalls und von körperlicher Gewalt, der er als Zwangsarbeiter ausgesetzt war, litt:

„Mein Vater war natürlich immer krank, hat zwar immer Hilfsarbeiterstellen gemacht, aber net lange durchgehalten, das was mir auch damals schon nicht gefallen hat, weil er hätte ja arbeiten können. Ich hab ihn ja gesehen, was er macht zu Hause.“²⁴

Die Kategorie Arbeit bleibt auch relevant, wenn die Familienmitglieder der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen über das soziale Netzwerk in den umliegenden Dörfern nach dem Zweiten Weltkrieg sprechen. Wenn es um die nachbarschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen zu Einheimischen geht, werden die Eltern und Ehemänner wieder als fleißig, hilfsbereit und geschickt beschrieben. Diese Logik schließt das Bild eines Heimatlosen Ausländers, der sich dem Müßiggang hingibt, aus: „Er hat alles gekonnt, er war ein fleißiger Mann“²⁵, sagt Martha Rudenko über ihren verstorbenen Ehemann. Ähnlich äußert sich Dagmar Pollmeier über ihren Vater:

„Im Großen und Ganzen hat eigentlich nicht viel Kontakt bestanden zu den anderen. Gut, wenn sie den Vater zum Arbeiten gebraucht haben, dann ja, dann war sozusagen, dann haben sie ihn schon angesprochen. Der Vater hat nie ‚nein‘ gesagt.“²⁶

Es ist für die Kinder wichtig, ihre Eltern als hart arbeitend zu präsentieren. In ihrer Erinnerung ist es nur mit dieser Eigenschaft – „fleißig“ – möglich, Kontakte in der Umgebung zu haben. Im Beispiel von Dagmar Pollmeier, wonach ihr Vater kaum Kontakte hatte, aber bei Anfragen, ob er helfen könne, nie absagte, kommt eine Beziehung zum Vorschein, die auch nach dem Krieg noch als einseitig profitabel für die deutsche Nachbarschaft zu charakterisieren ist.

Anita Diestel distanziert sich vom Vater, der nicht arbeiten konnte, sie äußert retrospektiv die Einschätzung, ihr Vater hätte seine Beeinträchtigung simuliert – nicht zu arbeiten ist inakzeptabel.

„Arbeit“ wird immer als Arbeit beschrieben, die *alle* zu verrichten haben. Sich als hart arbeitend und fleißig zu präsentieren diente in der Erinnerung der Familienmitglieder dazu, sich im bayerischen Umfeld Anerkennung zu verschaffen und sich nicht zu unterscheiden. Die Interviewten geben kaum Hinweise darauf, dass die Arbeit *Zwangsarbeit* war. Es liegt somit nahe, dass der Zwangscharakter der Arbeit und der Migration weitgehend verschwiegen wurde und wird.

Erinnerung an Beziehungen zu Deutschen und anderen ZwangsarbeiterInnen in der Region

Die Beziehungen der früheren Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen zum deutschen Umfeld definierten sich also darüber, sich als fleißig und hilfsbereit zu präsentieren. Es wird nicht geschildert, dass es eine konflikthafte Thematisierung der Zwangsarbeit gab oder dass aus der Zwangsarbeit prekäre wirtschaftliche Verhältnisse resultierten. Auch der Verlust der Familie im Herkunftsort wird nicht angesprochen. Die meisten der Nachkommen betonen in den Gesprächen häufig, dass ihre Eltern „beliebt“ gewesen seien und dass „jeder sie gemocht“ habe.

Die oben zitierte Dagmar Pollmeier beschreibt allerdings, dass ihre Eltern kaum Kontakte in den umliegenden Orten hatten. Es gab die oben beschriebene Ausnahme, dass ihr Vater angefragt wurde, um bei Arbeiten auszuhelfen, was er in der Erinnerung Pollmeiers nie ablehnte:

Interviewerin (I): „Und wie hat ihr Vater das zu spüren bekommen, dass, naja ...“

Dagmar Pollmeier (DP): „Dass er ein Ausländer ist?“

I: „Ja, genau.“

DP: „Er hat zwar nie darüber gesprochen, aber, also am Anfang bestimmt, sie sind auch ganz wenig weg gegangen. Im Großen und Ganzen hat eigentlich nicht viel Kontakt bestanden zu den andern.“²⁷

Xenia Wrobel sowie Martha Rudenko, die Witwe eines früheren Zwangsarbeiters, und deren Tochter Ursula Rudenko beschreiben ein ambivalentes Verhältnis ihrer einst zwangsarbeitenden Familienmitglieder zu ihrem Umfeld. In ihrer Erinnerung sind die Beziehungen sowohl von vereinzelter Wohltätigkeit als auch versagter Anerkennung seitens der Deutschen geprägt.

Martha Rudenko (MR): „Nein, er ist zur Feuerwehr gekommen, zu den Veteranen, er ist da überall gleich aufgenommen worden, weil er für das andere nix mehr gehabt hat.“

Ursula Rudenko (UR): „Aber trotzdem hat er immer noch Komplexe gehabt, weil wenn irgendwas war, hat er es sofort auf sich genommen, so quasi, weil er ein Ausländer ist, jetzt haben sie das und das über ihn gesagt, was aber gar nicht gestimmt hat. Aber er hat sofort rumgänkelt, es geht über ihn, weil er ein Ausländer ist.“

MR: „Ja, er hat sich da immer ein wenig zurück gefühlt.“

UR: „Ganz schlimm, ganz schlimm. Was war'n da mit 'nem Verein, mit der Feuerwehr?“

MR: „Ja, er ist gleich nach dem Krieg zur Feuerwehr, aber das haben sie nicht eingetragen. Und da ist dann eine Ehrung gewesen von der Feuerwehr, und da hat er keine Einladung gekriegt und das war sein Ding, nich, weil sie da nicht, weil er doch schon so lange dabei war, da hat er sich schon, gscheit beleidigt gewesen. Weil er hätte alles für die Feuerwehr getan. Er ist auch mit seinen Freunden, den Ukrainern, sonntags nicht mit gegangen, da haben sich die getroffen, getanzt und gewerkelt, da ist er schon nicht mit gegangen, der war von Anfang an mit den Deutschen – soviel gibts da nicht zu erzählen.“²⁸

Martha Rudenko, die den Zwangsarbeiter bereits während des Krieges kennenlernte, beschreibt in der letzten Passage, dass dieser sich von den anderen Ukrainern distanzierte und

soziale Kontakte hauptsächlich „mit den Deutschen“ pflegte, auch wenn das Verhältnis zu letzteren mitunter von mangelnder Anerkennung oder „Ehrung“ gekennzeichnet war. Sie fügt hinzu:

MR: „Auch während des Krieges war er nicht so oft bei den anderen. Der hat sich mit den richtigen Russen schon gar nicht abgegeben.“

UR: „Die sind gekommen und haben gesagt, er soll wieder zurückgehen und alles.“

MR: „Wie die Amerikaner gekommen sind, da sind die gleich fort. Da hat er sich versteckt, dass ihn niemand gefunden hat, weil er einfach nicht heim wollte.“²⁹

Witwe und Tochter des einstigen Zwangsarbeiters kreieren gemeinsam eine Wahrnehmung, nach der die übrigen russischen und ukrainischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in der Gegend mit dem politischen System in der UdSSR und damit auch mit Befürwortung der Zwangsrepatriierung gleichgesetzt werden. Martha Rudenko spricht von „die“, also von weiteren zur Zwangsarbeit gezwungenen Personen, die gleich nach dem Krieg „fort sind“. Ihre Tochter stellt sich unter „die“ Angehörige der sowjetischen, möglicherweise auch der US-amerikanischen Behörden vor, die sowjetische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen an die UdSSR übergaben oder auslieferten.³⁰

Abbildung 2: Ein ehemaliger Zwangsarbeiter in seinem deutschen Freundeskreis (im Bild ganz rechts mit seiner Ehefrau)



Foto: Privatbesitz